

Dr. Günther Loewit

**WIR
SCHAFFEN
DIE
KIND
HEIT AB!**

**Helikoptereltern,
Förderwahn und
Tyrannenkinder**



HAYMON

Dr. Günther Loewit

Wir schaffen die Kindheit ab!

Helikoptereltern, Förderwahn und Tyrannenkinder

für Kerstin

Auflage:

4 3 2 1
2019 2018 2017 2016

© 2016

HAYMONverlag

Innsbruck-Wien

www.haymonverlag.at

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN 978-3-7099-7271-7

Umschlag- und Buchgestaltung nach Entwürfen von
hoeretzeder grafische gestaltung, Scheffau/Tirol
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik · Design, München
Umschlagabbildung: bigstock.com/75tiks
Satz: Da-TeX Gerd Blumenstein, Leipzig
Autorenfoto: pixelkinder.com

Gedruckt auf umweltfreundlichem,
chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

*Wer Geld und keine Kinder hat,
der ist nicht wirklich reich.
Wer Kinder und kein Geld hat,
der ist nicht wirklich arm.
(chinesisches Sprichwort)*

Inhalt

Vorwort 9

Teil 1: Unsere sterbende Wohlstandsgesellschaft 13

Lebensgrundlage Kindheit • Geförderte und überforderte Kinder • Früher war alles besser • Die Sehnsucht nach dem ewigen Leben • Sicherheitsdenken und Perfektionismus: Das Erbe unserer Vorfahren • Selbstverwirklichung und biologische Pflicht • Die Aufhebung der Geschlechter • Bloß keine Zufälle • Unsere kinderlose Gesellschaft • Brauchen wir überhaupt noch Kinder? • Haustiere statt Kindern • Auslaufmodell Familie • Liebe – Kinder – Kinderliebe • Lust und Unlust, Sexualität und Unfruchtbarkeit • Die Fortpflanzungsmedizin und ihre Früchte • Beruf Mutter • Die Ungerechtigkeit zwischen Alt und Jung • Einzelkinder: verwöhnt, umsorgt, verarmt • Migration als gesellschaftliche Über-Lebensgrundlage

Teil 2: Kinder unter dem Glassturz 131

Kein Leben ohne Medizin: Von der Zeugung bis zur Geburt ... • ... und von der Wiege bis zur Bahre • Ein endloser Untersuchungsreigen – aber wozu? • Hausärzte: unterschätzte Gesundheitsbegleiter • Der Lebenswerdungsprozess Geburt • Das gestillte Kind • Impfen ja – aber wo, wie oft und wogegen? • Keine Impfung für die Seele? • Vom Nest hinaus in die Welt • Erschlagen von der Bilderflut • Mein Kind schreit nicht! • Universalwaffe Antibiotikum • Sterile Sauberkeit und Hygiene: Nährboden für Allergien • Der Schmerz an Körper und Seele • Der Körper ist selbst ein guter Arzt • Modediagnose ADHS? • Übergewicht und Bewegungsmangel • Die heilige Kuh

Alkohol • Verwöhnen, Gewöhnen, Entwöhnen • Überreich beschenkte Kinder • Kinder brauchen Grenzen • Keine Konsequenz ist schlimmer als Inkonsequenz • Umgedrehte Machtverhältnisse • Unsere wertvollen Kinder: überwacht, bewundert, behütet • Tätowieren, Piercings und Ritzen: Folge einer schmerzfreien Kindheit? • Lügen heißt auch lernen • Die „gesunde Ohrfeige“ • Die Korrektur der eigenen Kindheit • Freie Zeit und Freizeitstress • Sollen Kinder arbeiten dürfen – oder müssen? • Patchwork – Flickwerk • Kinderbetreuungseinrichtungen als Familienersatz • Die überforderte Schule • Alle Schüler sind gleich?

Schlusswort und Dank 329

Vorwort

In 35 Jahren ärztlicher Tätigkeit, vor allem als Land- und Hausarzt, habe ich eine Beobachtung gemacht: Im Vergleich zu früher hat sich unsere Beziehung einerseits zum Tod, andererseits zum Prozess des Sterbens von alten und ältesten, kranken oder nur betagten Menschen deutlich verändert. Für unsere Gesellschaft scheint das Sterben-Müssen heute eine inakzeptable Bedrohung darzustellen, für die Medizin ist es zum zentralen Interessenspunkt geworden. Unter anderem wohl auch deshalb, weil die Medizinindustrie sowohl das Alter selbst als auch den letztlich unabwendbaren Tod des Menschen als eigene Krankheit erkannt hat, die mit allen Mitteln des modernen Medizinbetriebes bekämpft wird. Geld spielt dabei, so wird uns von Seiten der Politik ständig versichert, keine Rolle.

Und während das Alter, das Sterben, der Tod immer mehr an Aufmerksamkeit und an finanziellen Mitteln erhalten, verschwinden andererseits, von der öffentlichen Wahrnehmung weitgehend unbemerkt, herumtollende, lebendige und lärmende Kinder nicht nur aus dem Straßenbild unserer Ortschaften, sondern auch aus dem Selbstverständnis einer ganzen Gesellschaft. So wie die alten Menschen in Pflege- und Altersheimen, geriatrischen Stationen, Hospizen und anderen Einrichtungen versorgt werden, sammelt die moderne Wohlstandsgesellschaft ihre wenigen Nachkommen – oft schon Monate nach der Geburt – in Krippen, Horten, Kindergärten, Ganztagschulen und anderen Betreuungseinrichtungen. Hauptsache, niemand stört den öffentlichen Spaß, die vermeintliche Lust am Leben und eine schon verdächtig egozentrierte allgemeine Selbstverwirklichung. Und auch hier sagt die Politik als offizielle Vertreterin des Zeitgeistes, dass Geld keine Rolle spielen darf.

Als Arzt erlebe ich immer mehr verzweifelte Eltern, die sowohl mit ihrem eigenen Leben als auch mit ihren Kindern nicht mehr zurechtkommen. Überforderung und Stress sind selbstverständliche und nur wenig hinterfragte Lebensbegleiter für Eltern wie für Kinder geworden. Und immer mehr Frauen zerbrechen im Spannungsfeld von emanzipatorischem Ideal und gelebter Wirklichkeit, während verunsicherte junge Männer nach einer neuen Identität, einem zeitgemäßen Rollenbild suchen. Jeder zehnte Österreicher ist depressiv, jeder vierte Österreicher leidet oder litt an einem Burnout-Syndrom. In meinem medizinischen Alltag bin ich weit häufiger mit unerfülltem Kinderwunsch und sexuellem Desinteresse konfrontiert als mit tödlichen Verkehrsunfällen auf der Straße.

Und während Prellungen, Zerrungen, Schnitt- und Schürfwunden bei Kindern und Jugendlichen im Laufe der vergangenen 30 Jahre weitgehend aus dem landärztlichen Alltag verschwunden sind, leiden meine jungen Patienten immer öfter unter psychischen Problemen wie Konzentrations- und Bewegungsstörungen, kindlichem Burnout-Syndrom, Überforderung, Mobbing im Kindergarten und der Schule, ungerichteten Aggressionen und Selbstverletzungen, ADHS und Suchterkrankungen. Für die Behandlung dieser Erkrankungen wird auch laufend mehr Geld gefordert.

Trotz verminderter Klassenschülerzahlen, eines deutlich vermehrten pädagogischen Aufgebots und noch nie da gewesener Kosten für das Schulsystem verlassen immer mehr Jugendliche die Schule als lebensuntüchtige Teilanalphabeten. Zunehmende Jugendarbeitslosigkeit und mangelnde Perspektiven auf persönliches Glück und Erfüllung im Leben lassen junge Menschen schon früh in ihrem Leben zu chronisch kranken Patienten werden.

Nach menschlich intensiven Arbeitstagen in meiner Praxis, an denen ich mit Patienten vom Kindes- bis zum Greisenalter über unterschiedlichste Probleme, Krankheiten, Behandlungen und Medikamente gesprochen habe, geht mir oft die – zugegebenermaßen provokante – Frage durch den Kopf, ob wir die finanziellen Mittel, die uns zur Verfügung stehen, nicht falsch einsetzen. Ob wir nicht, im Sinne des Fortbestandes unserer Gesellschaft, einen Teil der Millionen, die wir ausgeben, um das Leben von schwerkranken Menschen um ein paar Tage oder Wochen zu verlängern, besser in den Erhalt familiärer Strukturen und in die Entwicklung unserer Kinder investieren sollten. Denn letztlich steht fest: Ohne lebensfähigen Nachwuchs würde das natürliche Experiment Menschheit ein – ebenso natürliches – Ende finden.

Vor zwei Jahren habe ich mich im Buch „Sterben. Zwischen Würde und Geschäft“ mit dem eigenartigen Bild vom Sterben und vom Tod, das sich in unserer Gesellschaft wie auch in unserer heutigen Medizin durchgesetzt hat, auseinandergesetzt. Dabei ist mir bewusst geworden, dass die Kinderarmut unserer Zeit einen wesentlichen Anteil am „nicht mehr sterben Können“ und am „nicht loslassen Können“ hat. Sozusagen als Gegenpol dazu will ich in diesem Buch nun das Thema Kindheit in den Mittelpunkt rücken.

Im ersten Teil werde ich mich mit den allgemeinen Gründen beschäftigen, die dazu führen, dass unsere Gesellschaft definitiv zu wenig Nachwuchs zur Welt bringt, um als solche überleben zu können. Im zweiten Teil geht es darum, wie diese, unsere Gesellschaft mit ihren wenigen Kindern umgeht – also um konkrete Fragen der medizinischen Überversorgung und deren Folgen, der Erziehung, der veränderten familiären Verhältnisse und des Schulsystems.

Die Arbeit an diesem Buch war eine intensive und bereichernde Erfahrung, mit unzähligen Stunden an interessanten Recherchen, inspirierenden Gesprächen und ernüchternden Überlegungen. Sie hat mir angesichts der Nachlässigkeit, Unvernunft und des individuellen Egoismus, den wir gerade dort an den Tag legen, wo es um unseren Nachwuchs geht, Phasen des Erstaunens, aber auch des Erschreckens und der Fassungslosigkeit beschert.

Gleichzeitig habe ich während dieser Recherche auch Momente der Freude und Dankbarkeit erlebt, denn nicht zuletzt war dieses Buch für mich als Vater von drei mittlerweile bereits mehr oder weniger erwachsenen Kindern eine Art Reise in die eigene erzieherische Vergangenheit. Ich hoffe, dass für Sie als Leserin oder Leser dieses Buches auf den folgenden Seiten beides spürbar sein wird: der kritische Geist ebenso wie der väterliche, die nüchterne Bestandsaufnahme unserer Gegenwart ebenso wie die Hoffnung auf zukünftige Vernunft.

Teil 1:

Unsere sterbende Wohlstandsgesellschaft

Die Geschichte zeigt: Je wohlhabender eine Gesellschaft wird, umso weniger Nachkommen bringt sie zur Welt. Eine Fortpflanzungsrate von 1,4 Kindern pro Frau reicht – ohne Zuwanderung – nicht aus, die Bevölkerungszahl eines Landes konstant zu halten. Dabei verwendet unsere Gesellschaft einen ungleich höheren Anteil ihrer finanziellen Ressourcen, um das Sterben von alten und kranken Menschen zu verhindern und hinauszuschieben, als dass sie Kinder und deren Wohlergehen fördern würde.

Lebensgrundlage Kindheit

Wissenschaftliche Untersuchungen zeigen – und die persönliche Erfahrung jedes einzelnen älteren Lesers wird das bestätigen –, dass die ersten 18 Lebensjahre subjektiv als ebenso lang empfunden werden wie der gesamte Rest des späteren Lebens. In der ersten Klasse Volksschule erscheinen Hauptschule oder Gymnasium fast unerreichbar weit entfernt zu sein. Und ich erinnere mich noch sehr gut an die ersten Jahre im Gymnasium, als das Ziel der Matura nicht und nicht näher kommen wollte. Ich dachte, dass eher mein Leben vergehen würde, als dass ich je die Reifeprüfung ablegen würde können – vielleicht lag das auch daran, dass ich ein schlechter Schüler war. Wenn ich heute an meine damaligen Gedanken und die unendliche Langsamkeit zurückdenke, mit der die Zeit damals verstrichen ist, dann denke ich mir oft: Es wäre schön, das Wissen des gereiften Menschen mit dem langsamen Zeitempfinden eines Kindes kombinieren zu können.

Man sagt, dass alte Menschen oft in der Vergangenheit leben. Und meine medizinische Erfahrung bestätigt, dass demente Patienten, sofern sie noch ein Erinnerungsvermögen haben, sich am ehesten in ihrer Kindheit und Jugend zurechtfinden. So kann es durchaus vorkommen, dass ein 87-jähriger Patient nicht mehr weiß, wo er sich befindet und welches Datum geschrieben wird, er sich aber genau an ein Geschenk zu seinem sechsten Geburtstag erinnern kann. Der Schenker z.B. eines hölzernen blauen Autos ist zwar längst verstorben, das Spielzeug längst verschwunden, aber das Erlebnis war offensichtlich so intensiv, dass es selbst im schwerkranken, längst nicht mehr richtig funktionierenden Gehirn immer noch präsent ist. Und doch hat ein Vater in den 1920er Jahren das Spielzeugauto seinem Sohn lediglich zum sechsten Geburtstag geschenkt und nicht zur späteren Erinnerung im 87. Lebensjahr.

Dieses Beispiel zeigt zum einen, wie wichtig die Kindheitsereignisse für ein ganzes Leben bleiben. Zum anderen aber auch, wie wenig erwachsene Menschen an die Langzeitfolgen ihrer Handlungen gegenüber kleinen Kindern denken. So staunen Eltern bei Konflikten mit ihrem pubertierenden Nachwuchs oft nicht schlecht, welch ungeheuer detaillierte Erinnerung Jugendliche an ihre Kindheit haben und wie präzise sie ihren Eltern bestimmte Ereignisse und Aussagen auch viele Jahre später noch vorhalten können. Und jeder erwachsene Mensch entdeckt in seiner persönlichen Lebenserinnerung immer wieder wegweisende und einschneidende Momente in seiner Kindheit, deren Bedeutung für das spätere Leben zum damaligen Zeitpunkt nicht absehbar war.

Welche Bedeutung die erste Lebensphase eines Menschen hat, erkennt man auch, wenn man die Entwicklung von Gehirn und Nervensystem betrachtet. Zum Zeitpunkt der Geburt ist zwar der Großteil der ca. 100 Milliarden Nervenfasern im Gehirn angelegt, die Verknüpfung untereinander, die Reifung der Nervenscheiden und die Herstellung der Funktionsfähigkeit zu einem vollwertigen menschlichen Gehirn finden aber größtenteils erst in den nächsten zwei bis drei Jahren statt. Dabei enthält das Gehirn eines zweijährigen Kindes ebenso viele Synapsen (also Verknüpfungen von zwei oder mehreren Nervenzellen) wie das eines Erwachsenen. Der Höhepunkt der Vernetzung von Nervenfasern wird im dritten Lebensjahr erreicht, zu diesem Zeitpunkt ist die Zahl der Synapsen ca. doppelt so hoch wie später beim erwachsenen Menschen. Während bei einem Neugeborenen noch die angeborenen Reflexe für die Stillung von grundlegenden Bedürfnissen verantwortlich sind, entwickeln sich Nervensystem und Gehirn bis zum Alter von ca. zwei Jahren so weit, dass das

Kind menschliche Bedürfnisse bewusst und gezielt wahrnehmen und artikulieren oder in die Tat umsetzen kann.

Das bedeutet, dass das Gehirn eines Säuglings und Kleinkindes enormen Veränderungen unterliegt, während das Erwachsenengehirn sich anatomisch-physiologisch kaum noch verändert. Während der ersten zwei bis drei Lebensjahre finden also kontinuierlich und sukzessiv die Vernetzung von Nervenfasern, ihre Reifung und die Ausbildung jenes Nervensystems statt, das die Gattung Mensch so einzigartig macht.

Ein besonderes Kennzeichen des neuen menschlichen Lebens (sowohl im Mutterleib als auch in den ersten Jahren nach der Geburt) ist eine sehr hohe Zellteilungsrate, nicht nur in Bezug auf Gehirn und Nervenzellen, sondern in Bezug auf den gesamten menschlichen Körper. Diese häufige Zellteilung ist die Grundlage für das körperlich-organische Wachstum und die kontinuierliche psychische Reifung, bedeutet auf der anderen Seite aber auch eine hohe Anfälligkeit für Störungen und Missbildungen sowohl im körperlichen als aber auch im psychischen Bereich. Schon längst wissen wir, dass erste und frühe, ja selbst intrauterine Prägungen ein ganzes Leben lang Grundlage und Fundament für die weitere psychische Entwicklung bilden.

Besondere Bedeutung kommt dabei wiederum den Nervenzellen zu. Die Nervenzellen des heranwachsenden Fötus reagieren aufgrund ihrer hohen Teilungsrate besonders empfindlich auf Schädigungen. Neurotoxisch, also giftig für Nervenzellen, wirken insbesondere der Genuss von Alkohol, die unkontrollierte Einnahme von Schmerzmitteln und anderen Medikamenten sowie das Rauchen von Tabakprodukten.

Wenn man also davon ausgeht, dass sein hochentwickeltes Gehirn das Besondere am Menschen darstellt und

ihn letztlich vom Tier unterscheidet, gewinnt die Tatsache, dass es sich bereits beim Embryo (Entwicklung der Leibesfrucht bis zur neunten Schwangerschaftswoche) und später beim Fötus (Embryo nach der Ausbildung der inneren Organe ab der neunten Schwangerschaftswoche bis zur Geburt) im Mutterleib entwickelt und Informationen aufnimmt, wesentlich an Bedeutung. In diesen ersten Lebenstagen, -wochen und -monaten fällt die rasante Entwicklung des Gehirns mit den ersten Wahrnehmungen und Erfahrungen zusammen, die der noch ungeborene Mensch macht. Das Wort „Impression“ beschreibt diesen neurochemischen Prozess im wahrsten Sinne des Wortes perfekt: Gefühle, Stimmungen, Bedürfnisse und Ängste werden dem Menschen zwar später nicht mehr erinnerlich sein, prägen sich aber dennoch ein und werden in Form von neuronalen Strukturen und biochemischen Prozessen abgespeichert.

Wesentliche Bedeutung in der Phase der frühkindlichen Prägung haben sowohl visuelle als auch akustische Signale. Im Innenohr werden akustische Signale, die in Form von Schallwellen auf das Trommelfell auftreffen, in elektrische Nervenimpulse umgewandelt. Erst diese können vom Gehirn wahrgenommen werden. Dabei geht es aber nicht nur um die Lokalisierung einer Schallquelle, sondern auch um die Beschaffenheit des Gehörten und um die Zuordnung eines entsprechenden Gefühls. Während ein Pressluftbohrer die Ausschüttung von Stresshormonen bewirkt, wird die Vorlesestimme der Mutter oder des Vaters vom Kind als beruhigend und sehr oft auch einschläfernd aufgenommen. Unsere Sprache hat für diese neurologischen Tatsachen das sehr passende Wort „Stimmung“ gefunden: Das bedeutet, dass die Stimmen von Mutter und Vater eine jeweilige Stimmung beim Kind erzeugen, die je nach Intensität und Stimmlage unterschiedlich ausfallen.

Je früher also ein Kind möglichst viele Stimm- und Stimmungslagen seiner Eltern kennenlernt, umso besser wird es mit verschiedenen Stimmungen umgehen können.

Vereinfacht könnte man zusammenfassen: Die emotionalen und menschlichen Erlebnisse, die ein Kleinkind an seinem ersten Lebenstag macht, sind doppelt so bedeutend für seine persönliche Entwicklung wie die des zweiten. Und die des zweiten Lebenstages wiederum wiegen doppelt so schwer wie die des dritten usw.

Gleichzeitig bedeutet das auch: Die Verantwortung der Eltern für die Entwicklung ihres Kindes ist umso bedeutender, je jünger das Kind ist. Würde man die elterliche Verantwortung in eine mathematische Funktionskurve übersetzen, so würde diese im zeitlichen Verlauf von einem Maximum zu Beginn des Lebens ausgehen und dann laufend abflachen, bis sie zum Zeitpunkt des Todes der Eltern die Nulllinie erreicht.

Ein altes Sprichwort lautet: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

Aber betrachten wir einmal den Umkehrschluss, nämlich: Was Hänschen lernt, verlernt Hans nimmermehr. Dann sollte uns bewusst werden, welche Tragweite unser Verhalten den uns anvertrauten Kindern gegenüber hat.

Meine Mutter hatte eine panische Angst vor Hornissen. Wann immer ein solches Insekt in unserer Nähe auftauchte, mussten wir Kinder im Kinderzimmer verschwinden, die Tür wurde sorgfältig von außen geschlossen. Drei Hornissen könnten ein Pferd töten, und schon ein einziger Hornissenstich könnte ein Menschenleben beenden – so hat es meine Mutter offensichtlich gelernt, und so hat sie es an uns Kinder weitergegeben. Auch heute noch, als 58-jähriger Arzt, der um die Harmlosigkeit des Hornisengiftes Bescheid weiß, fällt es mir schwer, ruhig zu blei-

ben, wenn eine Hornisse an mir vorbeifliegt. Es scheint also sehr schwer zu sein, in der Kindheit gelernte Verhaltensmuster später zu korrigieren, selbst wenn man sie als falsch oder unangemessen erkannt hat. Nicht einmal ein Psychologe könnte mir meine tiefsitzende Angst vor Hornissen nehmen.

Der logische Schluss dieser Überlegungen lautet: Eltern und Erziehungsberechtigte müssen sehr vorsichtig sein, wie sie mit den ihnen überantworteten Kindern umgehen, wie sie den Nachwuchs erziehen, was sie Kindern sagen, wie sie es sagen und was nicht. Aber gleichzeitig dürfen sie auch nicht in die gegenteilige Falle tappen: nämlich dass sie vor lauter Panik, was sie alles anrichten und falsch machen könnten, überängstlich werden, einen Erziehungspfektionismus an den Tag legen, an dem sie nur scheitern, und nicht mehr authentisch als Eltern auftreten können. Vielleicht liegt gerade darin, zwischen diesen beiden Extremen das richtige Mittelmaß zu finden, die hohe Kunst der richtigen Erziehung.

Geförderte und überforderte Kinder

Zurzeit erleben wir, dass das Konzept einer „ungestörten“ Kindheit zunehmend zugunsten der Aufzucht kleiner, voll funktionsfähiger Erwachsenenimitate abgeschafft wird. Denn schon die Tage der Kindheit sind durchorganisiert und durchgeplant. Immer wieder, wenn ich als konsultierter Arzt vorsichtig Zweifel an der Fülle der Ansprüche an ein sogenanntes „krankes“ Kind vorbringe, höre ich den Satz: „Nein, nein, mein Kind kann das schon.“ Oder: „Nein, das ist ihm sicher nicht zu viel.“ Denn die wenigsten Kinder, die wegen irgendwelcher Krankheiten zu mir kommen, zeigen aus der Sicht des Arztes wirklich krankhafte organische Befunde. In vielen Fällen sind die